Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse".

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 9.	4. Quartal.	1886.

Schloß Bergenhorst.

Novelle von Marie Widdern.

(Fortsetzung.)

[9]

(Nachdruck verboten.)

Und mit der Hand nach der Richtung deutend, in der die Gemächer des Grafen lagen, fragte die Gräfin bebend: „Wie geht es dem Kranken heute? Glauben Sie, der Schwester beipflichten zu können, wenn sie sagt, daß er — Methusalem's Alter erreichen kann?"

„Zwei Fragen auf einmal, Hilda? Nun, ich will sie Ihnen doch folgerecht beantworten. Zum Ersten also: Der Patient ist nach den Zufällen der letzten vierzehn Tage auch heute wieder sehr schwach und elend. Zum Zweiten kann ich der Schwester durchaus nicht beipflichten. Sie hat die Natur des Kranken nicht studirt, wie ich, Gräfin! Ich aber versichere Sie, unser Patient hat höchstens noch drei Monate zu leben — deshalb —"

„Ich verstehe Sie, Doktor, deshalb müssen wir eilig handeln. Ist auch er todt, so sind wir am Ende mit unserer Macht."

Noch einmal neigte sich der Doktor an das Ohr der schönen Frau. Dann empfahl er sich, um das Schreiben zu couvertiren, zu adressiren und dann zur Post zu befördern.

Hilda war wieder allein. Kaum hatte sich die Thür hinter Bollner geschlossen so warf sie sich vor einem Sessel in die Kniee und drückte das bleiche Gesicht in die Polster.

„Hätte ich seiner Stimme nie Gehör gegeben!" stöhnte sie. „Nun bin ich nur das Mittel zum Zweck in dieser Hand und er wird mich zur Sklavin seines Willens machen. Gott, Gott! Habe ich ihm jemals Veranlassung gegeben zu dem Glauben, daß ich ihn liebte?! Nie, nie, bei dem Andenken meiner Mutter, nie! Nicht einmal in Gedanken bin ich dem Grafen untreu gewesen, wenn mich der nackteste Egoismus auch nur an die Seite des alten Mannes gestellt und die Sehnsucht, mich an Leo zu rächen. Und doch — und doch — zweifelt dieser entsetzliche, gewaltthätige Mensch, der sich ohne Weiteres zu meinem Herrn gemacht, auch nicht einen Augenblick daran, daß ich die Seine werden will, wenn der Justizrath wirklich Bergenhorst mit Hypotheken belastet und die Gelder in unseren Händen sind." Sie unterbrach sich — ein leises Geräusch hatte sie gestört — es waren wieder Schritte, die sich dem Gemach näherten. Diesmal aber kam nur Giacomo, der mit tiefster Devotion meldete: „Ein junges Mädchen ist draußen, die ihre Dienste als Zofe offerirt."



Francis Bret Harte. (Mit Text auf Seite 72.)

„Eine Römerin?" fragte Hilda.

„Nein, Frau Gräfin! Die Kleine kommt direkt aus der französischen Schweiz, wo sie geboren ist. Sie spricht auch nur französisch."

„Es wäre mir eben so lieb, sie verstände nur italienisch," erwiderte Hilda, die in der vornehmen Pension gelernt hatte, beide Sprachen zu beherrschen. Dann setzte sie schroff hinzu: „Führen Sie das Mädchen herein."

Eine Minute später betrat eine jugendliche Frauengestalt schüchtern das Gemach. Trotz unendlich einfacher Kleidung frappirte die Erscheinung des Mädchens. Und Hilda blickte befremdet auf die hohe graziöse Figur, und das bleiche, feine, durchgeistigte, aber fast strenge Gesicht, in dem die großen Augen doch wieder von so viel echt weiblicher Herzensgüte sprachen.

Aber die Gräfin war gewöhnt, sich durch keinerlei Eindrücke beherrschen zu lassen. So sagte sie denn auch jetzt in verächtlichem Ton, den sie, seitdem ihr die Rolle der barmherzigen Samariterin unbequem geworden, Untergebenen gegenüber anzunehmen beliebte: „Sie suchen eine Stellung bei mir. Sind Sie auch befähigt, einer anspruchsvollen Dame als Zofe zu dienen? Ich geize nicht mit dem Gehalt, verlange dagegen aber auch viel, vor allen Dingen die größte Ergebenheit! Ich dulde keinen Widerspruch!"

Ueber das Gesicht des Mädchens zuckte eine leise Röthe. Dann er-

widerte sie: „Ich glaube, die Frau Gräfin wird mit mir zufrieden sein. Ich bin ruhig und geduldig und," hier setzte die Fremde schnell hinzu: „und nur für die Stellung einer Zofe erzogen worden. Freilich, ich kann der Gräfin noch keine Atteste über frühere Thätigkeit vorzeigen, denn ich komme direkt aus dem elterlichen Hause — aber —!"

„Nach dergleichen frage ich auch nicht," sagte Hilda und setzte dann schnell hinzu: „Gut, ich engagire Sie. Sie können am künftigen Ersten Ihren Dienst antreten."

„Am künftigen Ersten?"

„Ah — Sie haben wohl kein anderweitiges Unterkommen?"

„Nein," stammelte das Mädchen, „man hatte mir gesagt, daß — daß ich hier in Rom sofort eine Stellung bekommen würde."

„Unsinn! Aber Sie gefallen mir und da will ich denn auf Ihre Hilflosigkeit Rücksicht nehmen und Sie gleich hier behalten." Die Gräfin griff nach der Klingel und als im Moment auch Giacomo wieder auf der Schwelle erschien, herrschte sie ihn an: „Weisen Sie dem Mädchen hier irgend ein Kämmerchen an, sie bleibt im Palast. Dann schicken Sie mir Marguerita!"

Der Diener verbeugte sich, und der neuen Zofe einen Wink gebend, führte er sie aus dem Gemach. Auf dem Korridor stießen sie auf eine bildschöne, schwarzäugige Römerin und Giacomo streckte der Kleinen seine beiden Hände entgegen. „Gehe sofort hinein zu der Gräfin," sagte er auf Italienisch, „und denke an meine Worte, Marguerita. Benimm Dich so ungeberdig, daß Dich die Gräfin auf der Stelle zum Teufel jagt — der deutsche Edelmann, der dieses Mädchen hergeschickt, entschädigt Dich reichlich." — — — — — — — — — — —

Louison, so nannte sich die neue Zofe der Gräfin, schien es ernst mit ihren Pflichten zu nehmen. Sie war fleißig und geduldig und zeigte sich in allen Dingen in hohem Grade anstellig. Hilda war denn auch sehr zufrieden mit ihrer neuen Acquisition, trotzdem Doktor Bollner wiederholt erklärte, auf ihn mache Louison den Eindruck, als wenn sie eine einstudirte Rolle spielte. Bollner war aber auch der Einzige im Palast Bonetti, dem Louison nicht zusagte. Sonst hatte sich das Mädchen im Fluge Aller Herzen gewonnen. Selbst die graue Schwester äußerte, als die Gräfin sie für ein paar Stunden am Krankenbette des Grafen abzulösen kam: „Das Mädchen errege ihre ganze Sympathie, sie habe so etwas Edles in ihrem Wesen, sei von solchem Ernst, daß sie es sogar unbegreiflich fände, wie sich Louison nicht zu einem idealeren Laufe entschlossen." — — — — — — — — — — —

Einmal, als die Schwester dem Kammermädchen auf dem Korridor begegnete, trat sie denn auch freundlich an sie heran und sagte ihr in der ihr eigenen, liebevollen, sanften Weise ein paar gütige Worte, fragte auch, wie sich Louison in Rom gefalle. Das Mädchen erröthete; dann erwiderte sie mit verschleierter Stimme: „Mich hält die Sehnsucht nach der Heimath im Bann. Und ich glaube, daß die Bangigkeit nach den altgewohnten Verhältnissen noch um ein Bedeutendes dadurch erhöht wird, weil ich mich zu Niemand recht aussprechen kann. Außer Giacomo versteht mich unter den Domestiken keine Seele."

Die Schwester schaute liebevoll in das bleiche Gesicht der Zofe. „Sie sind eine seltsame Ausnahme von der Regel," sagte sie dann. „Ich meine, eine Zofe, wie ich sie noch nie gesehen. Aber eben deshalb interessiren Sie mich, mein Kind. Ich verstehe Sie auch und möchte gern dazu beitragen, daß Sie sich hier heimischer fühlen. Leider aber habe ich selbst gar nicht über mich zu verfügen, und doch — warum könnten Sie mich nicht einmal besuchen, wenn der Graf schläft? Die Frau Gräfin und der Arzt befahlen mir doch nur, den Kranken nicht durch Unterhaltung mit Fremden aufregen zu lassen. Ich wüßte aber nicht, was es schaden könnte, wenn ich einer Bediensteten des Hauses gestattete, ein Viertelstündchen bei mir im Krankenzimmer zuzubringen, wenn der Patient schläft. Nun, ich will mir die Sache überlegen — in den nächsten Tagen spreche ich Sie jedenfalls wieder."

Sie machte das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich. Louison aber athmete tief auf und ein Ausdruck flog über das bleiche Mädchengesicht, der deutlich genug verrieth, daß ihr etwas unerwartet Freudiges passirt sei. Dann schlüpfte sie eilig den Korridor hinab, huschte in ihr Kämmerchen und schrieb mit fliegender Hast einen Brief. Die Adresse desselben aber lautete: „Signor Leo de Guntrun, Rom." Dann kam die Straße und die Nummer des Hauses, in dem der Deutsche logirte. —

Wieder vergingen acht Tage, die Zofe hatte sich nun vollkommen in das Vertrauen ihrer Herrin hinein- — nicht geschmeichelt, das wäre ein falscher Ausdruck, sagen wir lieber -geduldet und -gearbeitet. Heut saß sie wieder im Ankleidezimmer der Gräfin, fast begraben unter schwarzen Spitzen, Seidenstoff und Sammet. Ihre geschickten Hände wußten mit Allem Bescheid und Niemand verstand es so trefflich, die Toilette der Gräfin zu verschönern, als die französische Zofe mit dem Exterieur eines echt deutschen Mädchens. Wie flüchtig und gewandt die schmalen weißen Hände die Nadel zu führen verstanden! Und doch — plötzlich sank Seidenstoff und Spitzen, dem sie eben ihre Kunstfertigkeit lieh, in den Schooß. Mit vorgebeugtem Kopf lauschte sie nach der Thür, die das Ankleidezimmer vom Wohngemach der Gräfin trennte. Sie hatte die Stimme ihrer Herrin vernommen, und noch eine Andere — die Stimme Doktor Bollner's. Und jetzt drangen deutsche Worte an ihr Ohr. Die Herrschaften im Nebenzimmer unterhielten sich ganz ungenirt, wußten sie doch, der Palast Bonetti barg außer dem Patienten Niemanden, der der deutschen Sprache mächtig war.

O, wenn sie geahnt hätten, daß hier ein Ohr lausche, welchem deutsche Laute die liebsten und bekanntesten waren.

„Glöckner hat geschrieben," hörte Louison den Doktor sagen. „Er verspricht, die Angelegenheit so schnell als möglich zu reguliren. Ich hoffe, in drei Wochen sind wir am Ziel, Hilda — und es ist auch die höchste Zeit!"

„So fürchten Sie, der Patient —"

„Ueberlebt diesen Zeitraum nicht lange, wenn ich auch Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um eine Existenz zu erhalten, die uns vorläufig noch unendlich kostbar. — Apropos, was ich Ihnen noch sagen wollte! Ich fürchte, Guntrun ist noch immer hier. Gestern Abend begegnete mir ein Herr, in dem ich Ihren früheren Galan zu erkennen glaubte."

Die Gräfin hatte einen kleinen Schrei ausgestoßen: „Dann bewacht er uns auch — um Gotteswillen, Doktor!"

„Aber, Gräfin, ich bitte Sie, was soll er denn erfahren?! Der Patient kann sich mit Niemandem verständigen und die Schwester läßt auch keinen fremden Menschen in sein Krankenzimmer. Also jede Furcht bei Seite, jetzt, wo die Hoffnung winkt, daß wir bald an das Ziel kommen. Sind die Gelder hier, so zögern wir keinen Augenblick, der Geschichte ein Ende zu machen. Der Dienerschaft wird gesagt, wir verließen auf kurze Zeit die Stadt, um uns nach einer Villeggiatur in der Nähe Roms umzusehen, die dem Patienten einen passenderen Aufenthalt bietet. Letzteren empfehlen wir inzwischen der Sorgfalt seiner Pflegerin. Uns aber führt das Dampfroß mit Windeseile bis an den Meeresstrand und von dort aus —"

„Halten Sie ein, Doktor!" rief die Gräfin und etwas wie Zorn bebte durch ihre Stimme. „Sie entwerfen Ihre Pläne schnell und gewandt, ohne mich erst zu fragen: „Acceptiren Sie sie auch?"

Er lachte belustigt auf. „Ist das denn auch nöthig?" sagte er. „Hilda, wir gehören zu einander, wir müssen uns verbünden für alle Zeit, und da der Mann in der Ehe doch der Herr ist — warum sollte ich mich nicht schon jetzt als solcher fühlen?"

Das Gespräch der Beiden wurde durch einen eintretenden Diener unterbrochen, der dem Doktor eine Meldung machte. Als sich das Paar wieder allein wußte, sagte Bollner: „Da muß ich mich ja noch zu einer Ausfahrt bequemen — begleiten Sie mich, Hilda? Ich habe Ihnen auch noch manche Mittheilung zu machen."

Die Gräfin wollte Anfangs nichts davon wissen, den Palast zu verlassen. „Sie müsse zu dem Kranken!" meinte sie. Aber schließlich gab sie dem Drängen des Doktors, der sich diese übermüthige Natur so vollständig unterworfen, doch nach und fünf Minuten später betrat sie ihr Ankleidezimmer und gab Louison den Befehl, sie für die Ausfahrt anzukleiden.

Bald stand denn auch die kleine, sylphenhafte Gestalt Hilda's in voller Promenadentoilette vor dem großen Spiegel. Aber kalt und ernst betrachtete die junge Frau das entzückende Bild, welches ihr das Glas bot. — Sie freute sich nicht mehr ihrer lieblichen Schönheit, daß sie eine Lubostrow war vom Scheitel bis zur Sohle. Vielleicht kamen ihr schon Stunden, wo sie dieser gefährlichen Aehnlichkeit zürnte und mit Schrecken daran dachte, daß die russische Adelsfamilie Wladislaw Lubostrow verflucht hatte bis in's tausendste Glied. O Gott, und sie war erst seine Enkelin!

Da klopfte es an der Thür. Der Diener des Doktors war es, der nur durch die Spalte sagte: „Der Herr Doktor lassen bitten!"

Hilda runzelte die Stirn. „War Bollner denn wirklich schon der Gebieter im Palaste Bonetti?" Ihre Hände krampften sich in einander. Und für einen Moment nahm ihr Gesicht wieder jenen dämonischen Ausdruck an, den wir schon mehrmals in den feinen Zügen beobachtet haben. Dann aber senkte sich das schöne Haupt, von dem der lange Trauerschleier graziös herabfiel und sie sagte in gleichgültigem Tone: „Ich lasse den Herrn Doktor ersuchen, nur noch wenige Minuten zu verziehen."

„Aber der Herr haben gesagt, die Pferde könnten nicht länger stehen," erwiderte der Diener in einem Ton, der nur zu deutlich verrieth, selbst er wußte schon, unter welcher Knechtschaft Gräfin Hilda von Bergenhorst stand.

„Unverschämter!" knirschte die Gräfin. Dann befahl sie kurz: „Gehen Sie!"

Mit einem cynischen Lächeln auf den Lippen gehorchte der Lakai. Als er außer Hörweite war, nickte er mit dem Kopf und murmelte vor sich hin: „Dieser deutsche Doktor versteht sich auf das Weibervolk — man kann von ihm lernen. Er hat auch ganz recht, wenn er sagt: „Unter die Füße muß man die Frauen treten, wenn sie uns lieben sollen." — Ha, ha, ha, aber schöne Verhältnisse sind es doch, die jetzt im Palaste Bonetti herrschen! Der Herr und Gebieter liegt krank und hülflos auf seinem Schmerzenslager, man sperrt ihn von jedem tröstenden Verkehr ab, wie einen Verbrecher; sein Arzt dagegen — na, na. besser

den Mund gehalten, auch die Wände können Ohren haben! Aber so viel sage ich doch: Wenn alle Deutschen sind, wie diese, dann begreife ich nicht, daß man so viel Aufhebens von ihrer Herzensgüte und Tugend macht." —

Die elegante Equipage, in der Doktor Bollner und Gräfin Hilda Bergenhorst saßen, hatte bereits das Ende der breiten, wunderschönen Straße erreicht, als Louison hastig ihren Arbeitstisch aufräumte und dann das Ankleidezimmer der Gräfin verließ. Ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen, eilte sie den Korridor hinab und klopfte bescheiden an die Thür, hinter die sie die graue Schwester am Bette ihres Patienten wußte.

„Wer ist da?" fragte die Diakonissin in italienischer Sprache.

Louison nannte ihren Namen und fragte, ob ihr erlaubt sei, ein Viertelstündchen bei der Schwester zu rasten. Die Frau Gräfin wäre mit dem Doktor ausgefahren und sie hätte Zeit zu einer kleinen Plauderei.

„Lassen Sie mich einen Augenblick überlegen," erwiderte die Schwester freundlich. Dann aber öffnete sie auch schon — und Louison die schmalen Hände entgegenstreckend, flüsterte sie: „Treten Sie leise auf, liebes Kind, der Herr Graf schlummert ein wenig. Am Vormittag hat es wieder einen besonders schweren Anfall gegeben und da kommt dann die Schwäche nach."

Louison war beim Eintreten des Gemachs, das wie alle übrigen hoch, groß und elegant ausgestattet, bleich geworden wie das weiße Tüchelchen, das sie um den Hals trug. Sie zitterte auch und die Stimme des jungen Mädchens hatte einen merkwürdigen Tonfall, als sie leise fragte:

„Welcher Art sind denn eigentlich die Anfälle, an denen der Herr Graf laborirt?"

„Leider epileptischer! Und ich würde entschieden glauben, diese fürchterlichen Krämpfe stammen schon aus der frühesten Kindheit des Unglücklichen, wenn der Herr Doktor nicht ausdrücklich gesagt hätte, der arme Graf litte erst seit kurzer Zeit an den bösen Zufällen, die ich so hochgradig, wie sie sind, noch an keinem anderen Patienten beobachtet habe!"

„Aber — der verstorbene Baron, Schwester, litt auch der an Epilepsie?"

„Behüte! Dagegen war wieder der Geist des armen Herrn umnachtet. Er machte seiner Pflegerin viel zu schaffen, erkannte auch die Gräfin nicht, die er immerfort „meine Vera" nannte!"

„Ah!" flüsterte Louison, dann faßte sie plötzlich die Hände der Schwester und sagte eindringlich:

„Wenn ich Ihnen bei meiner Seele Heil zuschwöre, daß ich nur einen guten Zweck verfolge, möchten Sie mir gestatten — einen Blick, einen einzigen auf das Antlitz Ihres Patienten zu werfen?"

Die Diakonissin schaute befremdet in die erregten Züge des Mädchens.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie dann zurückhaltend und trat rasch vor die Thür, die zu dem Raume führte, in dem der Patient schlummerte.

„Schwester — ich erkläre Ihnen nachher Alles — Alles!"

Aber die Diakonissin zögerte noch immer.

Da warf sich Louison in die Kniee —

„Schwester, und wenn ich Ihnen nun sage, es ist mehr als wahrscheinlich, daß Sie einem Verbrechen dienen und ich im Stande wäre, Ihnen darüber Gewißheit zu geben — wenn Sie mir einen Blick in das Antlitz Ihres Kranken gestatten — würden Sie dann noch zögern?"

Auch die Schwester war jetzt erbleicht — auch sie zitterte. Nun trat sie langsam von der Thür zurück und schlug die schwere seidene Portiere auseinander.

„Ich wehre Ihnen den Eintritt nicht mehr," sagte sie. „Aber bitten möchte ich doch, den Armen auf keinen Fall in seinem Schlummer zu stören — ihm sind diese wenigen Stunden Ruhe zu gönnen."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Erdballes.

Von H. T.

(Hierzu die Illustration Seite 68.)

Wie die Entstehungsgeschichte der Völkerschaften ein mythisches Dunkel umhüllt, so ist es auch mit der Entstehung unseres Planeten. Zu seiner Ergründung giebt es keine Archive mit Geheimnisse verrathenden Dokumenten. Es ist allein der menschliche Forschungssinn, welcher durch geistreiche Hypothesen der Wahrheit nahe tritt, der durch Vergleichung des Bestehenden mit den Ueberlieferungen aus früheren, längstverflossenen Epochen Schlüsse ziehen kann, welche so lange als Lehrsätze aufgestellt werden dürfen, als ihre Wahrscheinlichkeit sich nicht durch Thatsachen entgegengesetzter Richtung widerlegen läßt. In den durch das unaufhaltsame Fortschreiten der Wissenschaft, im Bunde mit der Industrie, sich täglich mehrenden Hülfsmitteln werden aber den Forschern auch fortwährend neue und immer wirksamere Stützen verliehen, an denen sie sich mühsam, aber erfolgreich fortarbeiten und Licht und Wahrheit bringen, wo noch vor nicht gar langer Zeit Finsterniß und Aberglaube herrschten. Die Erforschung der inneren Beschaffenheit des Erdballes, sowie dessen Entstehung und Entwickelung darf mit Recht zu den Glanzpunkten unseres Jahrhunderts gezählt werden.

Laplace, französischer Mathematiker und Staatsmann, stellte die kühne Idee auf, daß die sämmtlichen, zu Myriaden im Weltall existirenden Planeten, von denen wir wissen, daß alle sphäroidische (abgeflacht-kugelförmige) Gestalt haben, aus chaotischen Dunstmassen hervorgegangen seien; auch unser Erdkörper. Nach Laplace bestand unser Sonnensystem aus einer einzigen chaotischen Nebelmasse, welche sich um ihre Achse wälzte und vermöge ihrer sehr hohen Temperatur sich während einer langen Periode in gasförmigem Zustande erhalten konnte. Ganz allmälig kühlte sich aber ein Theil dieser Hitze gegen den Weltenraum ab, es bildete sich ein Kern, von einer Lichthülle umgeben, und dieser zog sich nach Maßgabe der immer weiter fortschreitenden Abkühlung in seiner Dunstmasse zusammen. Den Gesetzen der Bewegung entsprechend, erhöhte sich aber die Geschwindigkeit in demselben Maße, wie sein Volumen sich verringerte. Durch die größere Bewegung bildete sich der Kern zu kugelförmiger Gestalt aus, wobei sich die äußersten Dunstzonen vom Aequator loslösten, weil sie der verstärkten Geschwindigkeit nicht mehr widerstehen konnten. Die losgerissenen Parthieen haben sich zunächst als Scheiben, um den Kern umlaufend, bewegt, zerbrachen alsdann und die Bruchstücke, welche wohl dieselbe Bahn, aber vermöge ihrer Volumina verschiedene Geschwindigkeit hatten, mußten sich endlich zu einem Körper vereinigen, der als Trabant seinen Lauf um die Sonne beibehielt. Durch mechanische Betrachtungen läßt sich erweisen, daß von den also entstandenen Dunstkörpern jeder seine eigene Umwälzung annahm. In Folge weiterer Abkühlung schuf jeder wiederum Trabanten um sich, wie es mit dem Urkern geschah. Auf diese Weise bildete sich ein Planetensystem.

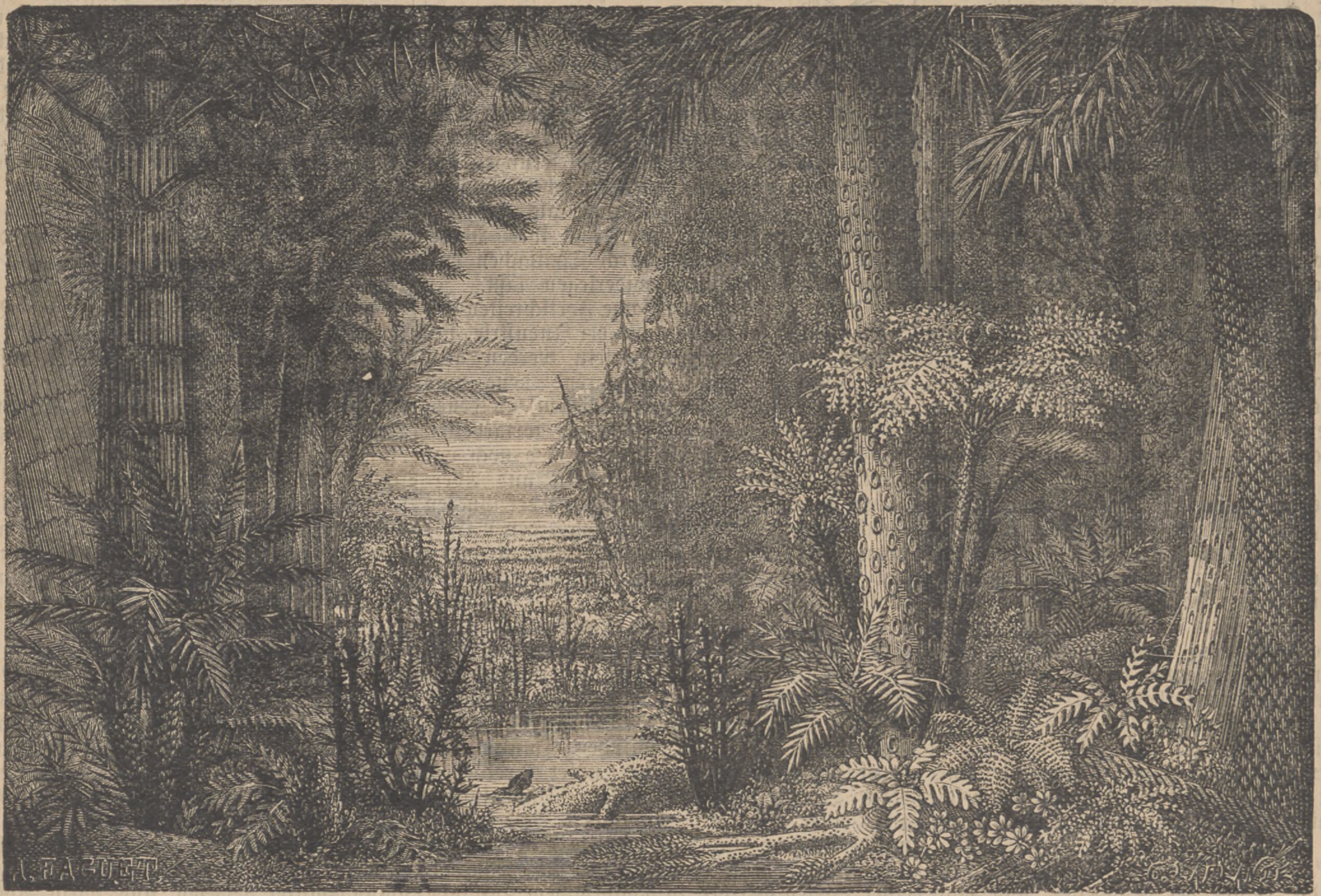
Da nach den durch die Chemie gesammelten Erfahrungen alle Substanzen bei genügend hoher Temperatur in dunstförmigem, nur je nach dem Grade ihrer Abkühlung auch in flüssigem oder festem Zustande existiren können, so steht der geistreichen Hypothese Laplace's nichts entgegen. Manche Weltkörper, z. B. der Saturn, haben Ringe. Diese Erscheinung erklärt Laplace dadurch, daß bei der Abkühlung der vom Aequator fortgeschleuderten Masse zufällig ein Zerreißen nicht stattgefunden hat; jedenfalls mußten bei ihrer Entstehung alle Trabanten bezw. Planeten zuerst Ringe gewesen sein. Zur Erläuterung dieses Herganges hat Professor Plateau ein Experiment mit Erfolg angestellt, zu welchem der Apparat außerordentlich sinnreich konstruirt ist. Die Dunstmassen werden durch Olivenöl und Wasser mit Weingeist vermischt veranschaulicht. In einem Glasgefäße befindet sich die verdünnte Weingeistmischung und in dieser schwimmt das Oel, in Folge der Attraktion seiner Theile, in Kugelgestalt. Eine senkrechte Achse, an welcher sich eine kleine Scheibe befindet, ist in dem Gefäße angebracht, so daß die Scheibe in der Mitte der Oelkugel liegt. Mittelst einer Vorrichtung wird nun die Achse in beliebiger Geschwindigkeit gedreht, und da das Oel sich um die Scheibe herum festsetzt, so dreht es sich mit dieser zugleich. Bald erkennt man, wie sich die Oelkugel an den Polen abplattet und am Aequator aufschwillt. Bei größerer Geschwindigkeit trennt sich ein regelmäßiger Ring von dem Aequator des Olivenöl-Sphäroids ab, welcher unter gewissen einfachen Vorkehrungen eine Zeit lang selbstständig umläuft, dann zerreißt und in gesonderten rotirenden Kugeln um den Centralkörper läuft. Unter günstigen Umständen trennen sich sogar noch einmal Ringe von den sekundären (planetarischen) Kugeln. Das Ganze entspricht genau dem Vorgange im Weltall.

Aus der Abplattung der Erde an beiden Polen geht hervor, daß sie ein weicher Körper gewesen sein muß. Wärme ist aber das einzige bekannte Mittel, welches die Gesammtmasse aller Stoffe in den Zustand der Erweichung versetzen kann. Im Wasser löst sich nur eine gewisse Anzahl Stoffe auf und zudem wäre das auf der Erde vorhandene Quantum Wasser auch viel zu gering, die feste Erdmasse aufzulösen, mithin muß Wärme das allgemeine Lösungsmittel gewesen und durch Abkühlung muß der vermuthlich erst flüssige, dann feste Zustand der Erde aus dem ursprünglich gasförmigen bewirkt worden sein. Unterstützt wird diese Annahme dadurch, daß die Erde mit zunehmender Tiefe immer größere Wärmegrade zeigt. Wahrscheinlich ist sogar, daß noch jetzt der innerste Kern aus geschmolzenem Metall besteht, was man nach der allgemeinen Schwere des Erdballes anzunehmen berechtigt ist.

In dem nach und nach eingetretenen Stadium war die Erde also ein heißflüssiger Körper und nur theilweise mit einer Atmosphäre der gas- und dunstförmig gebliebenen Nebelmasse umgeben, welche sicher aus viel mehr Grundstoffen bestanden haben muß, als unsere heutige Luft, weil Wasser, Kohlenstoff, Schwefel und andere Körper darin noch in Dampf- resp. Gasform sich befanden.

Die Temperatur des Weltraumes scheint, nach der Temperatur an den beiden Erdpolen zu schließen, noch unter — 50 Grad Celsius zu liegen; eine Verminderung dieser Kälte gegen früher anzunehmen, ist aber kein Grund vorhanden. Dieser Abstand der Temperatur muß

natürlich abkühlend auf die heiße Dunstkugel gewirkt und dadurch Niederschläge auf den heißen Erdkern erzeugt haben. Das verdichtete Wasser (jedenfalls also unaufhörliche Regengüsse) verdunstete wahrscheinlich immer und immer wieder und wurde aufs Neue verdichtet, so daß nach unendliche Male wiederholtem Vorgange dieser Art eine merkliche Abkühlung des Erdkernes herbeigeführt wurde, vermöge welcher die Erde ihre Kugelgestalt angenommen hat. Da ferner der Erdkörper sich mit der fortschreitenden Abkühlung zusammenzog, so bildeten sich Runzelungen, Sprünge und Erhöhungen. Durch das weitere Abkühlen und Zusammenziehen des Erdkernes entstanden unter der Erdkruste leere kruste wurde ruhiger, auch dicker und erhielt einen gewissen Halt. Die fortwährenden Niederschläge fanden mehr bleibenden Aufenthalt auf der Erdoberfläche, sammelten sich in den Vertiefungen an und bildeten so das erste Weltmeer. Dieses mag gewiß viel größer, als unsere heutigen Meere gewesen sein, hatte vielleicht die ganze Erdoberfläche oder den größten Theil derselben bedeckt, mit Ausnahme der Gebirgsspitzen und Erhöhungen, war aber unzweifelhaft dann auch weit weniger tief. — Nichts ist schwerer, als sich von Zeiträumen eine sichere Vorstellung zu machen. Es läßt sich daher auch nicht einmal annähernd bestimmen, welche Zeit für die Abkühlung der Erdoberfläche erforderlich war, sich so weit zu Stoffe wirkte dieses Wasser aber auch chemisch lösend auf die Erdkruste und erzeugte, als erste neptunische Gebilde: Thonschiefer und Grauwacke. Kalkstein, Dolomit, Eisenstein und andere fremdartige Lager mitten in den Gebilden des Thonschiefers erzeugten sich auf dieselbe Weise, je nachdem es diejenigen chemischen Bestandtheile der sich durch häufige Erdrevolutionen so verschiedenartig ausbildenden Erdkruste gerade herbeiführte. Das mit den bezüglichen Theilen geschwängerte Wasser sammelte sich in Rissen und Sprüngen an und erstarrte in crystallinischer Form. Wo aber die Bestandtheile in fester Form vorhanden waren, blieben sie eine Zeit lang im Wasser gelöst und setzten sich später als dichter



Ideale Landschaft aus der Steinkohlenperiode.

Räume und durch die darauf lastende Schwere Einsenkungen der Kruste. Es bildeten sich Spalten, welche durch hervorquellendes flüssiges Gestein (Lava) ausgefüllt und verkittet wurden. Theilweise richtete es die eingesunkenen Schollen auf und erzeugte so die Gebirge. Alle diese Vorgänge lassen sich durch die Lagerungen der Gesteine in den Gebirgen ꝛc. sehr klar nachweisen. Die granitischen Parthien, die oft große Felder einnehmen, dürften durch die an die Oberfläche gedrungenen flüssigen Massen direkt gebildet sein. Durch darin entstandene Brüche, welche durch neue Steinflüsse ausgefüllt wurden, erzeugten sich die mit dem Granit verwandten crystallinisch-körnigen Gesteinsarten.

Nach und nach hörten die Zertrümmerungen und das Wiederverkitten wohl auf, die Erdvollziehen, daß das Meer dauernd eine große Menge Wassers festhalten konnte, jedenfalls sind es viele Millionen von Jahren gewesen. — Wie aber verhielt sich jenes erste Wasser im Vergleich zu unserem heutigen? Es war noch immer einer bedeutenden Verdunstung unterworfen, die abwechselnd als mächtige Wolkenbrüche herabstürzte. Das Wasser war heiß, etwa von der Temperatur schmelzenden Metalles, jedenfalls besaß es weit höhere Temperatur, als der Siedepunkt unseres heutigen Wassers, weil bei dem fortdauernd hohen Drucke der damaligen stoff- und wasserreichen Atmosphäre wirkliches Wasser, nach unserer heutigen Vorstellung, nicht existiren konnte, sondern sofort in Gas und Dampf umgewandelt werden mußte. Durch seine hohe Temperatur und durch die in ihm gelösten Kalkstein, Eisenstein, Dolomit ꝛc. ab. Analog diesen Vorgängen ist die Entstehung vieler Massen von Kieselerden. Granit, Porphyr, Trachyt, Basalt, Lava ꝛc. sind dagegen Produkte der vulkanischen Eruptionen und zeugen dafür, daß der innere Kern unseres Erdballes nach Maßgabe seiner Tiefe ebenfalls verschiedenartig geschmolzene Massen bergen müsse. Mit den Eruptionen stehen auch die Erzgänge in Beziehung, indem Sprünge der Erdkruste durch die Aufbrüche entstanden, welche sich durch heiße Mineralquellen, Dämpfe mit metallischen und steinigen Massen u. s. w. anfüllten.

Schon während der sehr langen Bildungszeit des Thonschiefers und der Grauwacke hatte sich die Erdoberfläche soweit abgekühlt, daß sie für organische Wesen bewohnbar wurde.



Kleine Küchengäste. Originalzeichnung nach dem Gemälde von F. Häußler. (Mit Text auf Seite 72.)

Dafür sprechen die Fossilien, Versteinerungen von Meerthieren und Gewächsen aus dem Meere und brakischen Sümpfen. Die Gestalt dieser Ueberlieferungen aus längstverflossener Zeit sind der jetzigen Welt ganz fremd. Ihr Bau war viel weniger ausgebildet, als derjenige ihrer heutzutage noch lebenden nächsten Verwandten. Der successiven Vervollkommnung der organischen Wesen widmen wir wohl später eine besondere Besprechung, für heute bemerken wir nur, daß die Organismen der älteren Exemplare von einer Beschaffenheit sind, welche auf ein allgemein tropisches Klima schließen lassen, welches über die ganze Erdoberfläche verbreitet war. Erklären läßt sich dies dadurch, daß die Innentemperatur der Erde den Einfluß der Sonne überwogen hat, so daß der letztere nicht in Betracht kam.

Indessen muß doch wohl die Abkühlung der Erde zur Zeit, wo das organische Leben erwachte, schon eine ganz bedeutende gewesen sein, weil organische Wesen, die eine höhere Temperatur, als 60 Grad Celsius dauernd zu ertragen vermöchten, nicht bekannt sind. Auch muß die Luft in dieser Epoche ebenfalls schon erheblich gereinigt und von den Stoffen befreit gewesen sein, mit denen sie ursprünglich beladen war, denn sonst hätten Thiere und Pflanzen darin nicht leben können.

Mit der zunehmenden Reinigung des Dunstkreises ging aber auch die Erscheinung des Lichtes Hand in Hand, denn vermuthlich herrschte Dunkelheit auf der Erde, so lange die Sonne nicht im Stande war, die dichten Dunstschichten zu durchbrechen.

Die Steinkohlen sind Wahrzeichen einer längst vergangenen Moor- und Strandvegetation. Die Gewächse, welche sich in den Steinkohlen, noch besser in den sie begleitenden Schieferthonen und Sandsteinen erkennen lassen, zeugen dafür, daß sie einst der ersten Torfflora angehört haben müssen. Sie bildeten ausgedehnte Torfmoore auf den Ebenen längs des Meeres oder der größeren Landseen. Mächtige Stämme von Bäumen der Urschöpfung wurzelten in ihnen, wie noch heutzutage auf gewissen nordamerikanischen alten Mooren große Kokosbäume wachsen. Indessen ist die Vegetation der Steinkohlenperiode keineswegs mit der heutigen zu vergleichen, sie war eben ganz anderer Art. Die häufigen Hebungen des Bodens veranlaßten Ueberschwemmungen, durch welche Sand und Schleim auf die Torfmoore abgelagert wurden. Es bildeten sich Dünen, die nach gewissem Zeitraume eine neue Torfvegetation hervorbrachten. Das neue Wachsthum fand aber in Folge gleicher Vorgänge wiederum seinen Untergang und so wechselten die gleichen oder ähnliche Naturereignisse im Laufe der Jahrtausende noch oftmals. Die Entstehung der in einem und demselben Steinkohlenbecken zahlreich übereinanderliegenden Steinkohlenflötze und ihrer Zwischenlagen von Sandstein und Thonschiefer erklären sich hieraus.

Die chemische Ausbildung der Steinkohle beruht auf Zersetzung (Verwesung) der vegetabilischen Stoffe und dem Drucke der auf ihnen lastenden Massen. Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff wurden bei der Ausbildung der Steinkohle ausgeschieden und Kohlenstoff blieb zurück. Je weiter die Steinkohlenbildung vorgeschritten ist, um so reiner ist der Kohlenstoff in der Steinkohle enthalten.

Daß auch heutigen Tages der Prozeß der Steinkohlenentwickelung noch nicht beendet ist, dafür sprechen die so häufig auftretenden schlagenden Wetter, der Schrecken des Bergmannes. Diese verheerende Gasart besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff, welche Verbindung aus den Spalten der Steinkohlenflötze entweicht und entzündet jene bekannte furchbare Wirkung herbeiführt. Man glaubt die Zeit der Steinkohlenbildung, nach den Gesetzen der Abkühlung der Erde berechnet, auf etwa neun Millionen Jahre zurückführen zu dürfen. Welcher Sterbliche könnte wohl hierüber eine nur annähernd richtige Berechnung anstellen wollen! — Nehmen wir aber diese Hypothese als Grundlage für die Zeit von der Steinkohlenbildung bis zum Zustande des Nebelballes unserer Erde, so würde sich Angesichts der nicht zu ermessenden Größe der geologischen Entwickelungsperioden doch wohl eine ganz enorme Anzahl von Millionen von Jahren herausstellen.

Seit jener Zeit der Steinkohlenbildung hat unser Erdball ganz erhebliche Aenderungen erfahren und alle wurden durch das Drängen des Erdinnern nach außen hin bedingt. Die Verbreitung der Meere auf der Erdoberfläche wurde eingeengt. Durch fortgesetzte Erhebungen wurde wiederholentlich Meer zu Land und dann wieder zu Meer umgestaltet, die Berge nahmen an Höhe zu, die Wasserbecken an Tiefe, Senkungen von Land und Bergen fanden statt.

Mit den geschilderten großartigen Umwälzungen auf der Erdoberfläche mußten auch bedeutende Veränderungen des Thier- und Pflanzenlebens vor sich gehen. Durch die Umgestaltung von Land zu Meer und umgekehrt sind ganze Gattungen von Thieren und Pflanzen untergegangen und durch neue Arten ersetzt. Auch kann es nach der Schilderung jener gewaltigen Vorgänge nicht Wunder nehmen, daß man heutzutage zuweilen in Gebirgshöhlen Versteinerungen von Seethieren antrifft und zwischen Meeresablagerungen Schichten, welche mit den Resten von Thieren und Vegetabilien des festen Landes oder Süßwassers erfüllt sind.

Mehr und mehr im Verlaufe der Jahrtausende verminderte sich die Temperatur der Atmosphäre des Landes und des Wassers, die Sonne trat mit dem Abnehmen der inneren Temperatur der Erde ihre in demselben Verhältnisse größer werdende Herrschaft über dieselbe an. Nach und nach traten die Temperaturunterschiede zwischen Winter und Sommer hervor, das Pflanzen- und Thierleben mußte sich natürlich dem anpassen und jede Gattung desselben seine Eigenthümlichkeiten annehmen.

Am wenigsten scheint sich die Zusammensetzung des Meerwassers verändert zu haben, denn der Bau vieler Schnecken und Muscheln der Jetztzeit stimmt mit der Beschaffenheit der älteren Formationen überein; auch Steinsalzblöcke, die in den verschiedensten Formationen vorkommen, sprechen für die stete Gleichheit des Salzgehaltes des Meerwassers.

Die jüngeren Formationen der Ablagerungen des Kreidegebirges, die sich namentlich in den kleineren Seebuchten bilden, zeigen uns Fossilien, besonders von Säugethieren, die mit den heute bestehenden Gattungen große Aehnlichkeit haben und bestimmten Spezies derselben angehören. Die gigantischen Vegetabilien hören auf, dafür finden sich Coniferen, Palmen u. dgl., welche letztere allerdings immer noch auf ein im Allgemeinen wärmeres Klima des heutigen Europa hinweisen, überall stellt sich aber der vermehrte Einfluß des Klimas nach den verschiedenen Ländern heraus.

Die vulkanischen Ausbrüche der jüngeren Formationen gleichen schon sehr denen unserer heutigen Vulkane. Die feste Erdkruste war allmälig so dick geworden, daß es schon sehr großer Kraft bedurfte, sie zu durchbrechen. Die vulkanischen Gewalten waren zwar noch im Stande, das feste Gestein zu zerspalten, vermochten aber nicht mehr, mächtige Schollen der Erdkruste plötzlich in eine höhere Lage zu bringen. Die feurigen geschmolzenen Steinmassen sammelten sich an gewissen Stellen zu kegelförmigen Bergen an, so hoch, breit und steil, als es der Kraft und dem Flüssigkeitsgrade der geschmolzenen Steinelemente entsprach, und bildeten die Vulkane.

Die Braunkohlenablagerungen entstammen nicht, wie die Steinkohlenflötze, einstigen Torfmooren, sondern vielmehr den Anschwemmungen größerer entwurzelter Baummassen in Seen und Meeresbuchten, wie man sie noch heute in großen Strömen Amerika's findet. Der Unterschied im Produkt besteht darin, daß in diesen der Zersetzungsprozeß weit weniger vorgeschritten ist, als bei den Steinkohlen.

Durch vulkanische und neptunische Thätigkeiten gehen die Umgestaltungen auf und in der Erde noch immerfort vor sich und ebenso entwickeln sich die Organismen der Pflanzen und Thiere stetig weiter.

Der Mensch, die höchste Stufe der Organismen bildend, gehört der nächstjüngsten Epoche der Ausbildung des Erdballes an. Die verschiedenen Menschenrassen geben der Möglichkeit Raum, daß die Spezies gleichzeitig an verschiedenen Orten der Erde aufgetaucht sein mag, doch fehlt darüber jeder direkte Anhalt. Die Darwin'sche Theorie, in extremer Folgerung, läßt die Annahme zu, in späteren Perioden könne sich der Mensch soweit vervollkommnet haben, daß eine ganz neue Spezies an der Stelle der heutigen entstehe, aber von der Beschaffenheit solcher Zukunftsmenschen fehlt uns jede Ahnung, und so mag es dem Geschmacke des Einzelnen anheimgegeben bleiben, sich für oder gegen die Darwin'sche Ansicht zu bestimmen.

Im Garten.

Märchen von **Hedwig Dietz.**

Ein Rosenstock inmitten der blühenden Reseda- und Stiefmütterchenbeete trägt nur eine einzige halbgeöffnete Blüthe. Aber diese — mit ihren blaßrothen Sammetblättchen und dem von zartem Moos umsäumten Kelch — ist so schön, daß Klein-Aenni, die mit ihrem blaubebänderten Strohhut täglich im Garten umherspringt, sie für eine verzauberte Prinzessin hält; und eine ganz besonders herrliche Blumenkönigin ist sie auch. Um so höher wird sie geschätzt, um so mehr bewundert, weil sie die einzige in ihrer Art ist. Was aber nützt ihr das Lob der Menschen? Einsam, unsäglich einsam fühlt sie sich hier inmitten der fremden Blumen, die ihre Sprache nicht verstehen, schwermüthig neigt sie das Haupt im Bangen nach den schönen Schwestern, die sie niemals blühen sehen wird, ängstlich birgt sich ihre Pracht vor den schmachtenden Schmetterlingen, die sie leichtfertig, ohne Treue von einer Blume zur andern flattern sieht. So steht seit dem ersten Erwachen die schöne Rosenknospe traurig, blaß und still. Doch hat ja der liebe Gott kein Geschöpf geschaffen, dem, und sei es noch so klein, oder scheinbar noch so arm, nicht ein Hoffnungsblick die Seele erhellte. Auch die einsame Rose hat eine Freude, eine Hoffnung: jeden Vormittag wird in diesen schönen Tagen ein weißes Drahtbauer mit einem kleinen gelben Vogel zum Wohnstubenfenster herausgehängt. Nach ihm schaut sie sehnsuchtsvoll und freudig zugleich oft und viel hinüber. Sein Gesang klingt so hell und freundlich! sie versteht, wie er ihr zuzwitschert, daß er so gern aus seinem Käfig heraus und zu ihr hin möchte; und sie

denkt den ganzen Tag: „käme er doch! käme er doch!“

Und er kam. An dem Morgen, der die Rosenknospe gerade voll entfaltet hatte, war das Thürchen am Bauer offen gelassen worden, und der kleine, gelbe Vogel: — husch, husch — war er hinaus.

„Schip — schip, schip, schip, schip, — nun bin ich da!“ sagte er, als er sich auf dem Rosenzweig schaukelte und mit dem Schnabel übermüthig den Stamm hackte.

Die Rose spendete ihm ihre süßesten Düfte — sie war ganz selig, daß er nun endlich gekommen war.

Der kleine Vogel zwitscherte, plauderte eine ganze lange Zeit. Er wiegte sich auf den schlanken Stengeln, er küßte mit dem Schnabel das zarte Moos an dem Rosenkelch, und hin und wieder von einem Gesträuch zum andern flatternd, kehrte er immer wieder zu ihr zurück, zu ihr, der Schönsten, nach der er sich, wie er sagte, ebenso gesehnt, wie sie nach ihm.

Aber als die Zeit verstrich und die Mittagssonne heraufstieg, begann er unruhig zu werden. Er schlug mit den Flügeln, als wollte er erproben, wie kräftig sie wären, er flog mehrmals hoch in die Luft hinauf und endlich sagte er:

„Du schöne Rose, nun muß ich fort. Lebewohl, ich fliege weiter — bis in meine Heimath, da ist's doch noch viel schöner als hier.“

„O, lieber Vogel,“ flüsterte die Blume ängstlich, „o nein, das darfst Du nicht; ich lasse Dich nicht fort! bitte bleibe bei mir; — Abends gehst Du in Dein kleines Haus und morgen kommst Du wieder. Oder, wenn sie es wieder verschließen — laß uns zufrieden sein; lieber will ich Dich nur aus der Ferne grüßen, als Dich draußen in den schlimmen Gefahren wissen.“

Der Vogel wurde ordentlich ärgerlich. Er pustete alle seine gelben Federchen auf: „Schip, schip — schip — schip — in den Käfig soll ich wieder? um keinen Preis. Nein, nun fliege ich fort in meine Heimath.“

„Du wirst sie nicht erreichen,“ sagte die Rose traurig. „Sieh, auch meinen Stamm haben sie aus der Muttererde gerissen und hier in das fremde Land gepflanzt; und ich und meine Schwestern, wir können doch nimmermehr fort.“

„Das ist etwas ganz anders,“ entgegnete der Vogel, „dafür seid ihr auch Blumen und an die Stelle gewurzelt; ich habe ein Paar Flügel, damit kann ich hochauf und weit fortfliegen.“

„Ach, denkst Du denn garnicht daran, wie schwach Deine Flügel geworden sind in der langen Gefangenschaft?“

„Sie werden sich wieder an das Fliegen gewöhnen.“

„Vielleicht, Du guter Vogel! und doch! erst gestern erzählte ein Schmetterling von den garstigen, großen Vögeln, die ihre kleineren Brüder quälen — ach, und auch tödten.“

„Rose,“ sagte der kleine Gelbe, und seine schwarzen Augen blitzten, „ich bin ein muthiger Vogel, und Du hast kein Recht, mir Furcht zu machen.“

Sie schwiegen eine Weile; die Blume neigte betrübt den Kelch. „Wirst Du auch den Weg nach Deiner Heimath finden?“ fragte sie endlich schüchtern.

„O, ich werde es! Zwar eigentlich, ich war noch niemals dort. Meine Mutter schon brachten sie hierher, und unterwegs kam ich zur Welt; aber die Wandervögel haben mir oft davon erzählt, ich werde das Land schon finden.“

Die Rose richtete sich auf; ihr ganzer üppiger Blüthenkelch zitterte vor verhaltenem Weh. „Das wirst Du nicht, Du armer, armer Vogel. Wir haben gleiches Schicksal, Du und ich: es giebt gar keine Heimath mehr für uns beide als den Ort, an dem wir sind. O bleibe bei mir! laß Deine Heimath hier sein und die meine bei Dir. Ich werde so glücklich sein; ich will mit Dir plaudern, Dir duften, und — wenn ich sterbe — früher als Du, wie ich ja muß —, so sende ich Dir meine Schwestern, daß sie statt meiner für Dich leben.“

Der Vogel flatterte hin und her, als zöge es ihn hierhin und dorthin, er wußte selbst nicht, wo hinaus. Aber es war ein eigensinniger kleiner Vogel, der sein Stück durchsetzen mußte; ein übermüthiger, kleiner Vogel, den die Lockung nach unbekanntem Schönen das Glück in der Nähe gering schätzen ließ; ein thörichter, kleiner Vogel, der seine Flügelchen für Adlersschwingen hielt, weil er die eigene Schwachheit noch nie erprobt.

„Halt mich nicht, ich muß fort. Dort draußen blühen noch viel Schönere, als Du!“ Das letzte Wort kam ihm nicht von Herzen, er sagte es nur, um sich selbst zu trösten, denn das Scheiden that ihm weh, aber er war damit schon fortgeflattert — zum nächsten Strauch — zum Baum — hoch oben in die Krone. „Lebe wohl, schöne Rose, lebe wohl!“

Die arme Blume konnte ihm nicht einmal nachblicken, ihr schwanker Stengel hing welk in der Mittagssonne und die letzte Thauthräne perlte langsam zur Erde. — — — —

Es war am Morgen des nächsten Tages. Die Rose hatte den ganzen Nachmittag und die lange Nacht trübe und stumm dagestanden; wehmüthig hatte sie am Abend die blauen Hutbänder der kleinen Aenni, die, gleich ihr untröstlich über den verlorenen Liebling, weinend alle Gebüsche durchsuchte, an sich vorüberflattern sehen; nun schaute sie, ohne Hoffnung und mit frischen Thränen in dem Kelch, der neuen Sonne entgegen.

Da — das Morgenroth fing eben rosig zu leuchten an — zitterte es plötzlich über der gesenkten Blüthe, — etwas Gelbes flatterte, huschte langsam nieder, der kleine Vogel sank zu Boden gerade unter der Rose.

Er war matt zum Sterben. Er schlug nur noch schwach und ängstlich mit den Flügeln und schipte ganz leise. „Rose, liebe Rose — ich bin wiedergekommen; ach, die großen, die bösen, großen Vögel! Wäre ich doch Dir gefolgt, Du Gute! Aber nun will ich bei Dir bleiben, immer — nie mehr hinaus in die arge Welt, hier soll meine Heimath sein, bei Dir.“

Er machte verzweifelte Anstrengungen, sich aufzuschwingen; vergeblich! immer wieder sank er matt zu Boden. Und die arme liebevolle Blume zitterte und bebte und schwankte auf ihrem Stengel vor bitterem Leid.

„Du duftest so süß, komm' — o komm' zu mir!“ bat der kranke Vogel mit seiner schwachen Stimme. Nun dachte er nicht mehr daran, daß sie sich nicht von ihrem Stiele bewegen konnte, und sie hatte lange vergessen, wie wehe er ihr gethan. Sie dachte nur unaufhörlich in heißer Sehnsucht: „Käme doch der Sturm und bräche mich ab! dann könnte ich neben ihm sterben und noch im Tod bei ihm sein.“

Aber es wehte nur ein leiser Morgenwind, der ihren Kelch ein wenig neigte, so daß sie alle ihre Thauthränen niederweinen konnte auf den kleinen Vogel. Der arme, verirrte Wanderer, der nun, zerschlagen, todtmüde zurückgekehrt war zu ihr, die er in leichtsinnigem Uebermuth verlassen, wie strebte er darnach, zu ihr emporzuflattern! Umsonst; als er gesund gewesen und fröhlich, da hatte er es nicht gewollt — nun, mit den gelähmten Schwingen, erreichte er sie nimmermehr. — —

Noch wenig Zeit währte es, da stand Klein-Aenni neben dem Rosenstamm, und mit einem jubelnden Aufschrei griff sie nach dem wiedergewonnenen Flüchtling. Ach, wie bald wurde sie enttäuscht! Nur kurze Augenblicke noch zuckte er in ihrer schmeichelnden Hand, dann neigte er das Köpfchen auf die Seite und war ganz still und kalt.

Wie die Kleine weinte! wie die hinzugekommenen Eltern den armen Vogel bedauerten! An die Rose und daß sie einen so tiefen Schmerz fühlte, dachte Niemand.

Aber als die Sonne höher heraufgestiegen war, und alle Blumen anfingen, sich nach Schatten zu sehnen, da kam der Vater mit dem Töchterchen noch einmal zurück. Aenni trug ein Kästchen im Arm. Darinnen lag, zierlich auf Reseda gebettet, der todte, kleine Vogel.

„Darf ich auch die Rose nehmen?“ fragte das kleine Mädchen, dessen Augen ganz voll Thränen standen.

„Ja,“ antwortete der Vater ernst, „wir wollen ihm das Beste mitgeben, was wir haben.“

Wie die Rose zitterte vor Erwartung und Freude. Es war, als richtete sie sich noch einmal höher empor. „Welch' ein Glück!“ dachte sie, „lieber, lieber Vogel, nun sterbe ich mit Dir — für Dich! Wie glücklich —“

Da schnitt schon das Messer tief und scharf in den grünen Stengel. Sie war todt; aber ihre Liebe lebte noch. Sie beglückte noch im Tod den kleinen Vogel, mit dem sie nun vereint war für immer in dem schmalen Kästchen, das die Kleine weinend zudeckte und forttrug.

Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

Die Wolken am Horizont bewölken häufig auch unseren Gesichtskreis, lassen oft unsere Sorgen auch im trüberen Lichte erscheinen. Ein heller, sonniger Tag kann selbst ein schweres Herz erquicken.

Ringen und Streben
Erfordert das Leben;
Mit dem Muth
Wächst die Kraft,
Die ein Gut
Dir erschafft.
Was in saurem Schweiß erworben,
Selten hat's das Herz verdorben.
Wem ein Glück wird schnell zu Theil,
Kennt oft nicht der Schätzung Heil,
Wird oft nicht den Mahner spüren,
Sich das Glück zu konserviren.

Wie freundlich glänzen am Himmel die Sterne,
Wie leuchtet dir lieblich der silberne Mond,
Wie lacht die Natur. — Von nah und von ferne
Winkt göttliche Fülle, das Dasein doch lohnt.
Rings himmlische Gaben — willst du sie nur sehn,
O öffne dein Auge, das Leben ist schön.

Wenn man mit sich zufrieden ist, dann ist man es auch mit der Welt und mit den Menschen, dann hat man sein Theil von jenem millionenfachen Harmoniebegriff, den der Sprachgebrauch Glück nennt.

Francis Bret Harte. (Zu unserem Bilde auf Seite 65.) Wer Bret Harte's prächtige Gestalten in ihrer unbändig wilden, aber doch nicht unedlen Kraft, dieses kalifornische Räubergesindel vom Schlage der Banditen, wer diese ungeschlachten Goldgräber, ihre Leiden und Freuden, ihre Spiel- und Raufabenteuer, ihre bärenmäßig plumpen Herzensgeschichten so recht würdigen und genießen will, der muß sich in das Kalifornien der fünfziger Jahre versetzen. Unter diesen ersten Pionieren der Civilisation, in ihren, wie durch ein Wunder aus dem Boden hervorgezauberten Bretterstädten hat sich bekanntlich stets mit dem Spielhause und dem Bankgeschäfte zugleich eine Zeitung aufgethan; sie legten auch Zeugniß ab für die Gegend, in welcher sie entstanden, diese Urwaldsblätter; es ist eine nun allbekannte Thatsache, daß Francis Bret Harte, der epochemachendste Poet seines Heimathlandes, in Kalifornien an der Spitze eines solchen Unternehmens gestanden und zwar des „Overland Monthly". Als vor beinahe vierzehn Jahren Bret Harte's Name zuerst in Europa bekannt wurde, da war auch mit einem Schlage sein Ruf begründet. Ohne zu klügeln, anerkannten wir sein Talent, wie es auch in der Heimath des Poeten über Nacht sich zu voller Blüthenpracht entfaltet hatte. In seiner literarischen Laufbahn scheint Bret Harte nirgends jenen entmuthigenden Widerstand gefunden zu haben, welcher so oft das Streben der Anfänger im Keime erstickt; nicht mit schüchternen Schritten erklomm er die Höhe, welche so Viele nur mühselig und langsam erreichen. Der junge Schriftsteller faßte ohne Schwanken und Zögern nach der Feder und ehe man es recht wußte, daß ein neuer Aspirant erstanden sei für literarischen Ruhm, war der Erfolg ihm gesichert, er war Meister, ohne jemals Schüler gewesen zu sein. Damit sei nicht behauptet, daß die Kritik ihre Lanzen nicht auch gegen manche seiner Schöpfungen gesenkt; doch sie erhöhte damit nur seine Popularität, sie umgab seinen Namen mit jener Berühmtheit, welche der Feuertaufe des Kriegers gleicht. Bret Harte's Werke befriedigen nicht nur den Geschmack für das Schöne, sie bieten auch Einblick in neue Szenerien und Charaktere.

Kindlicher Glaube. Als der ältere Bruder Karl, jetzt ein rüstiger Seemann von 24 Jahren, wegen eines zu befürchtenden Einbruchs sich erbot, die kommende Nacht zu wachen, schmiegte sich dessen 6 Jahre altes Schwesterchen an die Mutter und sagte ihr leise ins Ohr: „Karl braucht nicht zu wachen, der liebe Gott wacht."

Wohlthun. Mutter: „Glaube mir, Clementine, Du thust wohl, wenn Du heirathest, aber noch besser, wenn Du es nicht thust." Clementine: „Liebe Mama, ich will nur wohlthun, und das Besserthun Andern überlassen."

Greifbarer Beweis. Ein kleiner Knabe sagte, als er Abends von einer Fußparthie zurückkehrte, zum Großvater, der daheim geblieben war: „Großvater, fühle einmal meine Beine an, wie müde die sind."

Neues Gewerbe. Der kleine Paul G. ward in einer Restauration gefragt: „Was ist denn Dein Vater?" — Paul: „Brod und Wurst."

Charade.

Uneingeschränkt das Erste zu besitzen,
Setzt jeder edle Mann das Höchste ein,
Und müßt' er selbst sein Blut verspritzen.
Das Opfer würde groß nicht sein.

Ein Himmelszeichen ist für uns das Zweite,
Doch auf der lieben Erd' ist's auch zu seh'n,
Beim ersten Frühroth wird's nach Beute
Voll Muth schon Wald und Flur durchspäh'n.

Dem Reich der Poesie entwuchs das Ganze,
Und durch das Reich der Töne ward's beseelt;
Noch jetzt schmückt's mit des Nachruhms Kranze
Den Meister, der schon längst uns fehlt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Buntes Allerlei.

Gesegnete Ehe.



Herr A.: „Verehrtes Brautpaar! Die Ehe ist eine Kette von Herausforderungen zum Zweikampf, die Waffen aber, mit denen gekämpft wird, heißen Liebe und Opferfreudigkeit. Ich lebe mit meiner theuren Ehehälfte nun schon 22 Jahre in so gesegneter und friedfertiger Ehe und noch niemals ist es vorgekommen, daß —"

Seine Tochter Elsa: „Ach, lieber Papa, dann warst Du wohl gestern nicht opferfreudig genug, als Du Mama die Bitte versagtest, ihr einen neuen Umhang zu kaufen, und sie Dir dafür mit dem Wischtuch die Brille von den Augen herunterschlug?"

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Warum sind putzsüchtige Damen die besten Patriotinnen?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Naschen macht leere Taschen.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Die Aufschneider und Beutelschneider.

Kleine Küchengäste. (Zu unserem Bilde auf Seite 69). Es ist das eine sehr dürftige Küche und es sind jedenfalls sehr leicht zufrieden zu stellende Gäste; ihr Andrang gilt gewiß nur den vollen Töpfen und nicht der Kochkunst der rührigen Frau am Herde, die wohl auch wenig Werth auf solche Anerkennung legt und am Ende zufrieden ist, wenn der zweifellos gute Appetit ihrer Zusprecher ihr Schaffen lobt.

Sie kommen um Ihr Geld. Saphir machte einst die Bekanntschaft Rothschild's. Letzerer interessirte sich sehr für den Dichter, und dieser, gerade in Geldverlegenheit, sprach ihn um ein Darlehen an. „Sie sollen das Geld haben," versetzte Rothschild, „wenn Sie mir einen guten Witz machen." Am andern Tage trat Saphir in das Arbeitskabinet des Millionärs, welcher eifrig schrieb. Durch Räuspern machte sich der Dichter endlich bemerkbar. „Ah, Sie kommen um Ihr Geld," sagte Rothschild sich umdrehend. „Nein, Sie kommen darum!" entgegnete Saphir trocken. Lächelnd zahlte der Fürst des Geldes dem Geistesfürsten die Summe hin, ohne einen Schuldschein zu verlangen.

Musikalisches. Ein Bariton vierter Sorte hatte die üble Angewohnheit, bei der Beurtheilung über die Leistungen seiner Kollegen immer zu sagen: „Lieber Freund, diese Partie müssen Sie von mir hören, sie gehört zu meinen besten." Als er nun gelegentlich eine jener Rollen gesungen und in Gesellschaft von Kunstkennern abermals über seine Kollegen so selbstgefällig urtheilte, entgegnete ihm ein Kaufmann: „Pardon, Sie machen mich neugierig: wenn Sie die erwähnte Partie zu Ihren guten zählen, dann möchte ich gern hören, wie es klingt, wenn Sie schlecht singen."

Unmöglich. Ein 4—5 jähriger Knabe äußerte bei einem Spaziergange, der einige Zeit über einen steinigen auf- und abwärts führenden Fahrweg ging: „Ich hätte die Welt sehen mögen, wie sie noch ganz glatt war."

Die Zwillinge. Eine Dame bewunderte die Aehnlichkeit eines Zwillingspaares. „Was sich diese Knaben ähnlich sehen," rief sie, „besonders der August."

Angenehme Aussicht. Als ein Reisender sich in einer Dorfschenke rasiren ließ, spuckte der Barbierjunge immer auf die Seife. „Ist das so Mode hier?" fragte fluchend der Fremde. „Ach nein," rief der Junge, „das thue ich aus Respekt, unsern Leuten spucke ich in's Gesicht."

Hauswirthschaftliches.

Eine tadellose Glanzstärke stellt man sich in folgender Weise her: 1 Theil Wallrath wird mit ein wenig Aether aufgelöst und 1 Theil Spiritus vini zugesetzt. Andererseits werden 1 Theil Gummi arabicum, 1 Theil Borax mit 2½ Theilen Glycerin und 20 Theilen Wasser aufgelöst, worauf die beiden Flüssigkeiten miteinander gemischt werden. Von dieser Lösung, die jedesmal vor dem Gebrauch tüchtig zu schütteln ist, werden auf ¼ Pfund Stärke 3 bis 4 Theelöffel gerechnet.

Um Papier auf Metall zu befestigen, bedient man sich am zweckmäßigsten des Wasserglases

Palindrom.

Nie theilnahmlos werd' ich die Hörer lassen,
Wenn man in richt'ge Form mich weiß zu fassen.
Und rückwärts bin ich dir bekannt
Als Fluß im deutschen Vaterland.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Unschuld. — Schlau, lau. — Räthsel.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstraße 22.